



Welche Schule  
darfs denn sein?  
Schülerinnen  
und Schüler in  
Zürich nach den  
Sommerferien

Fotos: Urs Jaudas, Keystone

## Eltern wehren sich gegen Schul-Algorithmus

Bald könnte eine Software über die Zusammensetzung von Klassen bestimmen. Dagegen regt sich Widerstand



Simone Luchetta

Marianne Charaf weiss, was es braucht, um sich als eingewander-tes Kind Bildung zu erkämpfen. Als 14-jähriges Mädchen kam sie mit ihrer Familie aus Bolivien nach Deutschland. Sie sprach kein Wort Deutsch und wurde in der Schule von den Lehrerinnen und Lehrern als Talent übersehen und entmutigt: «Das schaffst du nicht, hiess es immer wieder», erzählt sie.

Heute spricht sie ein einwand-freies Hochdeutsch, hat zwei Stu-dienabschlüsse, einen Dokortitel in Wirtschaftsinformatik und lei-tet IT-Projekte in der Finanzbran-che. Mit ihrem Mann und zwei Töchtern hat sie vor sechs Jahren in Zürich-Oerlikon eine neue Hei-mat gefunden.

Als die erste Tochter in die Mit-telstufe übertreten sollte, zog die Familie im Quartier um. Dabei durfte die neue Wohnung nicht zu weit von der jetzigen Schule weg liegen, damit das Mädchen nicht an ein anderes Schulhaus wechseln musste. «Das ist bei vielen Eltern ein Thema», sagt Charaf.

## Pilotversuche in Zürich und Uster

Dass Kinder das nächstgelegene Schulhaus besuchen, ist in der Schweiz der Normalfall. Doch schon bald könnte ein Computer-programm die Knipse zuteilen, so, dass die Schulen sozial stärker durchmischt sind. Dies verlangen die Volksschulverordnung des Kantons Zürich oder auch das Schulreglement der Stadt Bern. Entsprechende Tests laufen in den beiden Zürcher Schulkreisen Uto und Waidberg und in der Stadt Uster. Das Ziel ist mehr Bildungsge-rechtigkeit.

Denn wo ein Kind zur Schule geht, beeinflusst sein späteres Le-

ben nachweislich. «Kids aus Schu-len mit einem hohen Anteil an Kin-dern aus bildungsfernen Familien haben deutlich weniger Schuler-folg, als wenn dieselben eine sozi-al weniger belastete Schule besucht hätten», sagt Oliver Dlabac vom Zentrum für Demokratie Aarau (ZDA), einem Forschungszentrum, das zur Universität Zürich gehört. Deshalb haben Schülerinnen aus Quartieren wie Zürich-Schwamen-dingen oder Bern-Bümpliz von Anfang an schlechtere Karten.

Das ist ungerecht – und soll sich ändern. Der Politikwissenschaft-ler beschäftigt sich seit Jahren mit dem Thema Bildungsgerechtigkeit und hat im März für diverse Schweizer Städte eine entsprechen-de Studie vorgelegt. Mit seinem Team entwickelte er einen hoch-komplexen Algorithmus, der die Durchmischung in den Schulen verbessern soll.

«Noch wurde kein Kind gemäss optimierten Einzugsgebieten ein-geteilt», betont er. Das Tool habe für die Tests diesen Sommer ledig-lich eine hypothetische Zuteilung vorgenommen: «Dabei ist es uns gelungen, in den sozial am schwersten belasteten Schulen mit mehr als einem Drittel an benach-teiligten Kindern, deren Anteil um fünf bis zehn Prozent zu senken», sagt Dlabac.

## Auch in anderen Städten ist die Software ein Thema

Das ist laut den Wissenschaftlern zentral. Die intelligente Zuteilung konnte somit die Zahl der benach-teiligten Kinder an belasteten Schulen so verringern, dass dies einen positiven Einfluss auf die Schulleistung der ganzen Klasse hat.

Noch diesen Herbst soll in den Test-Schulkreisen entschieden wer-

den, ob die Software im Schuljahr 2022/23 zum Einsatz kommt. An-dere Schulkreise warten laut Dla-bac die Pilotversuche ab. Ur-sprünglich wollte auch die Stadt Bern mit dem ZDA einen Blind-test starten, machte aber kurzfris-tig einen Rückzieher. Im Kanton Basel-Stadt wurde kürzlich ein Pos-tulat im Grossen Rat eingereicht, das vom Stadtrat eine Prüfung der sozialen Durchmischung an den Schulen verlangt, ebenso in Win-terthur.

In Zürich üben Eltern indes be-reits Kritik, noch bevor der Pilot-versuch abgeschlossen ist. Sie be-fürchten, das durchschnittliche Leistungsniveau an den Schulen könnte sinken. Einzelne Kinder könnten von der Umteilung viel-leicht profitieren: «Aber eine ge-samtheitliche Massnahme, die die Qualität insgesamt anhebt, wäre sicher begrüssenswerter», sagt Ma-rianne Charaf.

Eine andere Mutter spricht von «Symptombekämpfung», sie hat Dlabacs Zahlen zur Durchmi-schung nachgerechnet: «Nur we-nige Primarschulen werden durch die optimierten Einzugsgebiete so-zial weniger belastet, aber doppelt so viele müssten für die Anglei-chung mehr Kinder aus bildungs-fernen Familien als vorher in Kauf nehmen», sagt sie. Stattdessen sol-le man gezielt in die Deutschför-derung investieren.

Auch für das einstige Einwan-dererkind Marianne Charaf ist Lernerfolg wesentlich an Sprach-kompetenz gekoppelt. Das Schwei-zerdeutsche sei wichtig als kultu-relles Gut, bringe aber für den Schulerfolg nur bedingt etwas: «Je-des Projekt, das mehr Bildungsge-rechtigkeit verspricht, sollte eine Aussage darüber treffen, inwie-fern es auch die schulrelevante Sprache verbessert. Das ist nun



mal ein elaboriertes Hochdeutsch, und das lernt man nicht einfach so auf dem Pausenplatz», sagt sie, die auch im Ausländerinnenbeirat der Stadt Zürich aktiv ist. Und hätte eine Software ihre Tochter zugeteilt, so hätte sie das nicht goutiert, wie sie betont: «Mein Kind ist kein sozialer Beitrag.»

Was sagen Bildungsexpertinnen zur Kritik aus Elternkreisen? Sozialer Mix oder bessere Kenntnis des Hochdeutschen?

«Die Forschungsliteratur ist sich für einmal relativ einig, dass eine soziale Durchmischung für die Chancengerechtigkeit entscheidender ist als mehr Ressourcen für benachteiligte Kinder», sagt der Bildungsökonom Stefan Wolter von der Universität Bern. Klar sei, dass die Trennung von Kindern unterschiedlicher Schichten eine der Hauptursachen für unterdurchschnittliche Leistungen benachteiligter Schülerinnen und Schüler sei. «Und dass, solange man nicht eine bessere Durchmischung erreicht, auch wenig gemacht werden kann für diese Schüler.» Weshalb er Dlabacs Vorstoss begrüsst.

## Freie Schulwahl statt Algorithmus?

Soziologin Benita Combet von der Universität Zürich sieht es ähnlich: «Eine bessere Durchmischung ist durchaus sinnvoll, wenn man die schulischen Leistungen aller Kinder erhöhen will.» Dabei profitieren die bildungsfernen Kinder am meisten. «Ob dies auch die Chancengerechtigkeit erhöht, würde ich vermuten», sagt sie – wegen der sogenannten Peer-Effekte: etwa weil für Kinder aus ärmeren Schichten durch Kontakt mit privilegierten Kids plötzlich das Gymnasium eine Option wird.

Während Combet «den Einsatz einer Software für die optimale Mischung für berechtigt» hält, bezweifelt Wolter indes, dass ein Algorithmus die komplexen Peer-Effekte abbilden und eine richtige Mixtur gewährleisten kann. Er plädiert stattdessen für die freie Schulwahl. Dann würden privilegierte Familien im Quartier bleiben, statt wegen der Schule wegzuziehen. Dadurch bleibe das Quartier durchmischt, sagt er.





## «Hochdeutsch lernt man nicht einfach so auf dem Pausenplatz»

Marianne Charaf, Mutter und im Vorstand  
des Ausländerinnenbeirats Stadt Zürich

### Der Algorithmus

Um eine sozioökonomische Durchmischung in Schulen zu erreichen, verwendet der vom Zentrum für Demokratie Aarau entwickelte Algorithmus soziale Kriterien: Fremdsprachigkeit, Haushaltseinkommen und die Kompetenzen der Kinder. Letztere entsprechen der Beurteilung der Kindergarten-Lehrperson bei Übertritt in die 1. Primarschulklasse. Weiterhin sollen auch die Geschlechter ausgewogen verteilt sein und die Schulkapazitäten nicht überschritten werden. Überdies wird der Algorithmus auch mit Verkehrsdaten gefüttert. Dann berechnet das Programm, wie die Schülerinnen und Schüler für eine optimale Durchmischung verteilt werden müssten und schlägt an den Grenzen der Einzugsgebiete strassenweise Umteilungen vor. (luc)